

INTERVIEW

Sprituelle Handwerker unserer Zeit

Moraltheologe über falsche Gottesbilder

SPD-Kanzlerkandidat Peer Steinbrück war Gast in der Talksendung „Günther Jauch“. Dort sprach er nicht nur über die Bankenrettung, sondern auch über sein Gottesbild. Gott bezeichnete er als „ein Prinzip für ein friedliches Zusammenleben“. Im Interview erklärt der Moraltheologe und christliche Sozialwissenschaftler (Theologische Fakultät Fulda und Philipps-Universität Marburg) Rupert Maria Scheule, was das für ein Gottesbild ist.



Rupert Maria Scheule

Peer Steinbrück hat von „Gott als ein Prinzip für ein friedliches Zusammenleben“ gesprochen. Was ist das für ein Gottesbild?

der Aufklärung, die die Religion nur als moralpädagogische Veranstaltung gelten lassen wollte. Übrigens gilt das auch für die sogenannte „Katholische Aufklärung“ und reicht bis zu Jürgen Habermas. Der sieht ja die „verschlüsselten semantischen Potenziale der Religion“ ebenfalls in ihrer Inspirationskraft fürs Moralische. Um ehrlich zu sein, mache ich mir über Peer Steinbrücks Gottesbild insgesamt aber weniger Sorgen als über das der vielen spirituellen Heimwerker unserer Zeit, die sich aus Christentum, Buddhismus, den Star-Wars-Filmen und diversen anderen Zutaten eine krude Eigenbau-Religion zusammenbasteln. Hier wird nämlich unkenntlich, was einen guten Glauben zuinnerst ausmacht: dass er eben als Geschenk erlebt wird oder, theologisch gesprochen, als Gnade.

Wenn Sie im Gespräch bemerken, dass Ihr Gegenüber sich bei seinem Gottesbild eine Privattheologie zurechtgelegt hat, was würden Sie ihm raten?

Ich würde von einem verkürzten Gottesbild sprechen, wobei man Steinbrück zugestehen mag, dass ein recht verstandener christlicher Gottesglaube immer auch Auswirkungen auf unser Tun und damit auch auf unser Zusammenleben hat.

Inwiefern handelt es sich um ein verkürztes Gottesbild?

Papst Benedikt hat – meines Erachtens zu Recht – immer wieder darauf hingewiesen, dass es falsch wäre, Christentum auf Moralität zu reduzieren. Moralisch können wir mit guten Gründen aus uns selbst heraus sein. Gläubig nicht. Primär ist der christliche Gottesglaube ein Geschenk der Begegnung mit Jesus Christus. Und diese Begegnung verwandelt uns, macht uns zu sehr Menschen im weiten Horizont der Gottes Herrschaft. Und hier handelt man dann auch anders als unter den Bedingungen ängstlichen Unglaubens. Das christliche Gottesbild ist also – anders als das Steinbrück für sich definiert hat – nicht unmittelbar und nicht ausschließlich moralisch zu verstehen.

Ist sein Gottesbild denn typisch für unsere Gesellschaft?

Für einen Teil unserer Gesellschaft schon. Das hat zu tun mit dem Erbe

Meistens sind diese Gesprächspartner ja eher beratungsresistent. Aber ich würde ihn fragen, ob er sich nicht manchmal arg einsam fühlt in seiner hoch individualisierten Religion. Ich persönlich empfinde es jedenfalls als wichtig, meinen Glauben zu teilen. Der gemeinsame Glaube ist nicht nur ein heilsames Korrektiv für den Fall, dass man sich allzu selbstverliebt ins eigene theologische Sondergut zurückzieht. Die Gemeinschaft der Glaubenden trägt auch durch die Zeiten, in denen wir mehr zweifeln, als glauben. Wer es selbst gerade nicht vermag, aus innerster Überzeugung zu beten, kann immer noch Halt finden am Gebet derer, die an seiner Seite stehen und ihn nicht fallen lassen.

Wie würde denn ein katholisch „korrektes Gottesbild“ aussehen? Oder gibt es das gar nicht?

Doch, das gibt es und es lässt sich sehr schnell auf den Punkt bringen. Das „korrekte“ Gottesbild der Christen ist – Jesus Christus. In ihm hat sich Gott auf unüberbietbare Weise gezeigt. Und was immer wir von Gott denken, fühlen oder sagen, es hat Maß zu nehmen an dem Mann aus Nazaret, seiner radikalen Zugewandtheit zu den Menschen bis in den Tod. Und über den Tod hinaus.

Interview: Daniel Gerber



Peer Steinbrück (links) zu Gast bei Günther Jauch Foto: imago

BELICHTET



Bilder der Zerstörung

Schon über 19 Monate tobt in Syrien der Bürgerkrieg. Die Hoffnungen auf ein schnelles Ende der Gewalt scheinen in weite Ferne gerückt zu sein. Und während in Deutschland darüber diskutiert wird, ob den syrischen Flüchtlingen vor Ort geholfen werden soll, oder ob man auch bereit ist, ihnen hierzulande Zuflucht zu gewähren, zeugen Bilder aus Syrien immer wieder vom Grad der Zerstörung in dem Land. So wie dieses Bild von einer zerstörten Kirche in der Altstadt von Homs. Viele Christen soll es laut syrisch-orthodoxer Kirche in Homs nicht mehr geben. 90 Prozent der Christen seien bereits durch militante Islamisten vertrieben worden.

dg/Foto: Reuters

Notwendige Notlösung

Von Ulrich Waschki

Kardinal Marx meint, gesetzliche Mindestlöhne seien in einer Marktwirtschaft nur eine Notlösung. Die Lohnfindung sei Aufgabe der Tarifparteien. Das stimmt. Aber kann diese so einfache und richtige Feststellung der Grund sein, sich gegen einen Mindestlohn zu entscheiden?

Fakt ist: Es gibt Bereiche, in denen die Tarifautonomie versagt. Weil die Zahl der Beschäftigten und Betriebe, die nicht unter einen Tarifvertrag fallen, in den vergangenen Jahren kontinuierlich gestiegen ist. 41 Prozent der Beschäftigten arbeiten heute ohne Tarifbindung, vor zehn Jahren waren es noch 29 Prozent. Und bei den Betrieben sind es mittlerweile fast 70 Prozent ohne Tarifvertrag. 2001 waren es 52 Prozent.

Ein Grund dafür ist sicher, dass Flächentarifverträge sich oft als Bremsklotz erwiesen haben, weil sie zu starr waren. Doch die Tarifpartner haben reagiert: Manche Öffnungsklausel ist eingebaut worden, um mehr

Ulrich Waschki, Chefredakteur Bistumsprelle



Flexibilität zu erreichen und gleichzeitig ein hohes Maß an Sicherheit zu bieten. Auch haben die Gewerkschaften in den Jahren der Krise eine vernünftige Lohnzurückhaltung an den Tag gelegt. Dennoch versuchen viele Betriebe, aus dem als Korsett empfundenen Tarifvertrag auszubrechen.

Jeder 5. Arbeitnehmer in Deutschland arbeitet heute für einen statistischen Niedriglohn – bekommt weniger als zwei Drittel des durchschnittlichen Stundenlohns. Und es gibt sogar mehr als 300 000 Menschen, die Vollzeit arbeiten und dennoch auf Arbeitslosengeld II angewie-

sen sind. Besonders hoch ist das Risiko, mit einem Niedriglohn abgespeist zu werden, in Betrieben ohne Tarifbindung.

Die Tarifautonomie ist ein hohes Gut, aber sie funktioniert eben nicht mehr überall. Deshalb passt es zum System der Sozialen Marktwirtschaft, dass der Staat hier dafür sorgt, dass Leitplanken gesetzt werden, dass also ein Mindestlohn festgelegt wird. Angesichts der beschriebenen Entwicklung ist das eine notwendige Notlösung.

Im besten Fall legt aber nicht das Parlament die Höhe dieses Mindestlohnes fest, sondern eine Kommission aus Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften. Dann kann später keine Partei meckern, der Mindestlohn sei zu hoch oder zu niedrig. Schließlich haben beide Seiten mitgewirkt.

Langfristig gehört zu diesem Thema eine weitere Aufgabe. Niedriglohn ist nämlich vor allem ein Schicksal Geringqualifizierter. Dass deren Zahl sinkt, ist ebenfalls eine Aufgabe der Politik.

► SEITE 4

Ohne rosarote Brille

Von Daniel Gerber

Rosarote Brillen machen die Welt schöner. Halt: rosarot. Die Weltkarte auf der Internetseite der UN-Ernährungsorganisation FAO ist auch ohne solch eine Brille rosarot. Nicht die ganze Welt, vor allem aber Afrika und auch Indien, China und Südamerika sind rosarot. Schön ist das nicht. Denn rosarot sind nur die Regionen, in denen Menschen hungern müssen. 870 Millionen sind das derzeit. Die Zahl der Hungernden ist damit etwas zurückgegangen. Auch das Millenniumsziel, weltweit den Hunger bis 2015 zu halbieren, ist damit wieder in Reichweite geraten. Dennoch zeigen die Zahlen vor allem wieder das Paradoxon unserer Zeit. In einer globalisierten Welt können die einen im Schlaraffenland des Nahrungsüberflusses leben, während die anderen an Hunger sterben. Das ist so paradox wie traurig. Und bedeutet wie so oft auch: Politik und auch die Kirchen müssen weiter alle Anstrengungen unternehmen, um dieses Paradoxon zu beenden.

LESERBRIEFE

Privilegiert

Zum Beitrag „Streitfrage: Job oder Glaube?“ (Nr. 37/16. September):

Die Religionsfreiheit sei in Gefahr, behaupten die beiden Artikel und sehen hier militanten Atheismus im Vormarsch. Dass sich die katholische Kirche bedroht fühlt, ist schon erstaunlich, wenn man bedenkt, wie privilegiert die evangelische und die katholische Kirche in Deutschland sind. Die Einrichtungen der großen Kirchen sind bei uns „christliche Tendenzbetriebe“, die aufgrund des Grundgesetzes das kirchliche Selbstbestimmungsrecht bzw. die korporative Religionsfreiheit haben. Das bedeutet eine Selbstregulierung der inneren Angelegenheiten – mit erheblichen Auswirkungen für die Hunderttausenden Mitarbeiter. Das gilt etwa für die verlangte Kirchenmitgliedschaft der Mitarbeitenden, aber auch für deren Lebensführung, die den dogmatisch-ethischen Vorgaben der Kirche entsprechen muss. Die daraus folgenden arbeitsrechtlichen Regeln berühren die Persönlichkeitsrechte der Mitarbeitenden so sehr, etwa bei ihrer sexuellen Orientierung, dass die



Kardinal Brandmüller bei einer Messe im Bamberger Dom Foto: kna-bild

Konflikte inzwischen auch beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte landen. Solange eine große Zahl kirchlicher Mitarbeiter, die beispielsweise homosexuell oder nach einer Scheidung wiederverheiratet sind, in unseren Kirchen in ihren Persönlichkeitsrechten verletzt werden, ist nicht darüber zu lamentieren, dass Christen in Deutschland oder in anderen europäischen Staaten schon beinahe verfolgt werden. Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen.

Reinhard Gilster, Bremen

Sehr wohl Dialog

Zum Beitrag „Im Evangelium steht nichts von Dialog“ (Nr. 38/23. September): In der vergangenen Ausgabe wurde fälschlicherweise das

Anschreiben und nicht der eigentliche Leserbrief von Herrn Franitz abgedruckt. Wir bitten, den Fehler zu entschuldigen:

Ausgerechnet der dümmlichste Satz aus dem Kongress „Freude am Glauben“ diente als Überschrift. Kardinal Brandmüller sollte es eigentlich wissen, dass das Evangelium nicht die ganze Heilige Schrift ist. Im Evangelium finden wir verschiedene Stellen, wo die Jünger Jesu nach dem Sinn seiner Reden fragen und er es ihnen, wenn sie allein waren, erklärte. Man mag das Dialog nennen oder nicht. Auf jeden Fall finden wir das, was in der heutigen Situation unserer Kirche mit Dialog gemeint ist, in der Apostelgeschichte und in den Paulusbriefen. Damals wie heute ging es darum, wie das Evangelium konkret gelebt werden kann. Das

15. Kapitel der Apostelgeschichte berichtet ausführlich von einem „heftigen Streit“ darüber, ob für die Christen aus dem Heidentum das mosaische Gesetz zu gelten habe. Das Ergebnis kennen wir. Im Galaterbrief lesen wir (Gal 11,2): „Als Kephas aber nach Antiochien gekommen war, bin ich (Paulus) ihm offen entgegengetreten, weil er sich ins Unrecht gesetzt hatte.“ Paulus bezichtigt Petrus und seine Gefährten sogar, „dass sie von der Wahrheit des Evangeliums abwichen“. Also: In der Heiligen Schrift des Neuen Testaments steht durchaus eine Menge über den Dialog, darüber, wie denn „die Wahrheit des Evangeliums“ zeitgemäß zu leben sei. Warum soll dies heute nicht möglich sein, ohne uns die Freude am Evangelium zu verderben?

Georg Franitz, Oerrel

PLATZ FÜR LESER

Zuschriften bitte an die Adresse Ihrer Kirchenzeitung. Leserbriefe geben die Meinung des Verfassers wieder. Die Redaktion kann Kürzungen und Zusammenfassungen leider nicht vermeiden. Je kürzer der Brief, desto größer die Chancen zum Abdruck.